In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 8. Posen, den 3. Juli 1927. Nr. 8.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

7. Fortsetzung.

„Muß — muß! Das ist ein gefährlich Wort, Margrit. Vielleicht ist es wirklich so, daß du mußt. Vielleicht aber hat dein Leben doch einen andern Sinn, als du meinst. Und es ist dir vielleicht bestimmt, ein Lichtlein zu tragen in den Schwanderhof, wo es bisher so dunkel war. Fragt sich dann nur, ob es schon stark genug ist, daß es brennen bleibt? Oder wird's der erste Luftzug ausblasen?"

„Ich kann nichts dafür, wenn's verlöscht," sagt sie tonlos.

„Nein. Aber schad' wär's doch um das Lichtlein, Margrit. Es ist noch zu schwach. Warte du, bis es eine Fackel ist, und dann geh und trag sie hinunter."

Sie schaut ihn an, als ob ihr bei seinen Worten etwas ganz Neues in den Sinn käme. Dann steht sie auf. „Zürnet nicht und habt Geduld mit mir!" bittet sie leise und verläßt still das Zimmer.

Nach und nach kam alles wieder ins alte Gleis. Die Sehnsucht nach dem Bunten, Lauten, Heißen ging wieder schlafen und wachte nur nachts manchmal in quälenden Träumen auf. Tagsüber verkroch sie sich vor Firnhalders klarer Güte wie dunstige Nebelschwaden vor dem hellen Mittagslicht der Sonne.

Margrit nähte nicht mehr bei der Glaserfine. Sie saß in ihrem eigenen Kämmerlein und arbeitete selbständig. Denn immer mehr kam die modische Kleidung auf und verdrängte die ehrwürdige Tracht. Da wandten sich die Mädchen lieber an die junge Margrit als an die dicke alte Glaserfine und ihr „Schurnal". Dafür ward Margrit von dieser mit der ganzen Bosheit gehaßt, die in der alten Kreuzspinne gor; aber sie trug diesen Haß mit großer Gelassenheit.

Dieses letzte Jahr, das Margrit Schwander in Hergatingen zubrachte, war auch für die Jungfer Firnhalder eine Prüfung und eine Aufgabe. Seit der Hochzeit betrachtete sie das Mädchen mit andern Augen. Sie hatte es wohl bemerkt, wie alle Mannsbilder ihm nachgeschaut und sich um einen Tanz mit ihm gerissen hatten. Sie hatte es rings umher raunen hören, daß die Schwandertöchter samt und sonders blitzsaubere Weibervölker gewesen seien. Aber die Schönste — dies sei außer aller Frage — die Schönste sei die Jüngste!

Die Lehrerschwester konnte das freilich nicht finden. Ihr Geschmack waren nun einmal die Rothaarigen nicht, selbst dies dunkel rostfarbene Haar von Margrit fand sie abscheulich. Aber Männer haben ja einen besonderen Gusto, und der Josias war eben doch auch nur ein Mann.

Die Jungfer hatte nämlich über ihren Bruder ein strenges Zölibat verhängt, über dem sie eifriger wachte als ein Prior über die Tugend seiner Mönche. Seine erste und letzte Pflicht war nach ihrer Ansicht, für seine Schwester zu sorgen, deren Erwartungen er ohnehin so schwer enttäuscht hatte. Denn sie hatte als Professorsschwester mit ihm in einem freundlichen Städtchen hausen wollen. Anstatt dessen saß er nun hier zu Hergatingen als Dorfschulmeister und Pflanzennarr. Sie konnte es ihm ja vergeben, sie war nicht kleinlich. Aber davor wollte sie ihn doch bewahren, daß er auf Abwege geriet und Heiratsgedanken faßte, und noch obendrein mit einem Hellermädchen!

Also verwendete sie nun ihren ganzen Scharfsinn und alle Kraft darauf, ihren Bruder vor dem gefährlichen Alleinsein mit dem aufblühenden Mädchen zu bewahren.

Wenn Firnhalder beim Nachtessen sagte, daß er Bilder oder einen schönen Aufsatz über irgend eine Frage habe, die er sonst schon mit Margrit besprochen hatte, so räusperte sich Lena entschlossen. Und ehe noch Josias das Buch geöffnet hatte, erschien seine Schwester schon, von heftigem Bildungsdrang gequält, im Stübchen und packte ihr Strumpfgeschäft breit auf dem Tisch auseinander. Obzwar sie still war, nur zuweilen einen Faden abbiß oder in dem Beutel mit den Beinringen kramte, so störte sie doch durch ihre bloße Gegenwart so sehr, daß Firnhalder die Stunden immer bald abbrach. Margrit durchschaute das Spiel und lächelte drüber. Was sich die Gotte nur einbildete! Der Lehrer und — sie! Nein, dazu stand er denn doch zu hoch über ihr und war auch — zu alt.

Wenigstens hatte sie ihn bisher als alt betrachtet. Der Gotte wunderliches Schildwachtstehen veranlaßte Margrit zum erstenmal, ihn mit andern Augen, fast mit Neugier anzusehen.

Er konnte noch nicht über die Mitte der Dreißig sein, aber in ihren Augen hatte sich sein Gesicht nie verändert seit dem Tage, wo sie ihn zuerst gesehen hatte. Es war ein schmales, durchgeistigtes Gesicht mit einer hohen Stirn und einer leicht gebogenen Nase und einem feingeschnittenen Mund. Die Augen waren von einem klaren, sehr hellen Blau, ruhige, einsame Augen, die oft genug mondfern über einen wegschauten. Und daß die Gotte ihn vor ihr, Margrit, retten wollte, das war etwas, worüber man wirklich nur lachen konnte, wenn man sich nicht darüber totärgern wollte.

Ehe sie es dachte, wurde dann die Gotte ihres Hüteramtes enthoben. Denn eines Tages im Märzen, der Schnee lag zu jener Zeit noch dick auf dem Schwarzwald, erschien ein Bote von drunten vom Schwanderhof und begehrte Margrit zu sprechen.

Staunend schaute sie das halbwüchsige Bürschlein an, welches angab, als Knecht im „Letzten Heller" zu dienen. Es sei wohl an der Zeit, daß Margrit herunter komme, die Schwanderin lasse es ihr sagen. Sie sei nicht recht zuweg, und es trage niemand Sorg' um sie. Arbeit hätten sie auch genug, dazu niemand, auf den man sich recht verlassen könne. Ein Brieflein hatte der Bub nicht, nur meinte er, die Sache sei pressant, und wenn sie gleich gingen, so könnten sie den Abendzug wohl noch erreichen.

„So eilig wird es nun wohl nicht sein," sagte Firnhalder, der dabei stand und die Botschaft mit angehört hatte. Er gab dem Jungen ein Geldstück und wies ihn an, im Gasthaus zu übernachten. Am andern Tage solle er sich dann einstellen und Margrits Gepäck tragen.

Die Jungfer Firnhalder geriet in einen wahren Wirbelsturm redseliger Geschäftigkeit. Sie schoß im ganzen Hause herum und trug dies und das von Margrits Eigentum herbei. Es schien, als wolle sie am liebsten jede Spur von ihr aus dem Hause tilgen, so daß es sei, als ob sie nie darin gewohnt hätte. Firnhalder war still in sein Zimmer gegangen. Margrit saß auf ihrer Bettlade und starrte vor sich hin.

Sie ging jetzt ins achtzehnte Jahr, und das Leben rief nach ihr. Sie hatte darauf gewartet, und noch vor Jahresfrist war es ihr größter Wunsch gewesen, heimzugehen. Jetzt bangte ihr davor. Allerlei böse Gerüchte von der Ehe der jungen Hellerleute waren an ihr Ohr gedrungen, sie wußte nicht, was Wahres daran war. Denn konnte man etwa den Reden der Gotte und der Glaserfine Glauben schenken? Nun, jetzt würde sie ja selbst sehen!

„Margrit, wie lange willst du noch hocken und ein Loch in die Luft gucken?“ fragte die Gotte scharf. Margrit fuhr erschrocken auf und begann mit zitternden Händen Stück für Stück in die Lade zu räumen. Sie war sehr still dabei, und es war ihr wunderlich zumute. Als alles eingepackt war, was sie besaß, und die Gotte sogar die Bildchen über Margrits Bett von der Wand geklaubt und noch mit in die grüne hölzerne Lade geworfen hatte, da trat Josias Firnhalder ein und sah sich verloren in dem leeren Raum um. Es fiel Margrit auf, daß er sehr bleich war, und sie dachte, daß es ihm wohl doch nicht einerlei sei, daß sie nun fortgehe.

„Margrit, wenn du fertig bist, dann komm mit mir, wir wollen einen Gang machen,“ sagte er. Die Jungfer Lena erklärte hastig an Margrits Statt, daß nun alles bereit sei und daß sie auch nichts weiter vorhabe und die beiden auf diesem letzten Weg begleiten könne. Sie tat ordentlich rührselig, so, als könne sie sich aus lauter Liebe nicht von Margrit trennen — aber diesmal mißglückte der Anschlag. „Ich will mit Margrit allein gehen,“ sagte Firnhalder gelassen. „Ich habe noch allerlei mit ihr zu bereden, das nur für sie ist.“

„Gut denn, wenn Ihr Geheimnisse habt, will ich mich gewiß nicht ausdrängen,“ sagte sie gekränkt. Aber auch dieser Pfeil traf nicht. Firnhalder beachtete ihre Worte gar nicht, sondern sagte: „Nimm den Mantel, Margrit, es ist kühl.“

Da hängte Margrit den weiten, langen Umhang um und verließ mit ihm das Haus. Es dämmerte schon, aber der Schnee schenkte noch eine bleiche Helle. Ein Wind sprang ihnen entgegen. Firnhalder hob den Kopf und sog die Luft ein. „Westwind. Das Wetter schlägt um. Drunten wird's schon grün sein, und heut nacht schmilzt auch hier der Schnee.“

Sie schlugen einen schmalen Pfad ein, der in den dicken Schnee getreten war, sie mußten nahe nebeneinander gehen.

„Als du zum erstenmal neben mir gingest, warst du ein kleines Ding und reichtest mir kaum zum Ellbogen,“ sagte Firnhalder lächelnd. „Heut aber bist du schier so groß wie ich.“

Margrit rang mit den Worten, die ihr auf dem Herzen lagen. Je heftiger sie zu sprechen begehrte, je herber schlossen sich ihre Lippen. Daß das so schwer war!

„Wenn du jetzt gehst, ist's nicht mehr wie vor einem Jahr, wo dich die Lust nach dem Leben da bei euch drunten so lockte. Jetzt gehst du mit dem Lichtlein, Margrit. Denk nur daran, daß du es schützest. Es wird nötig sein da drunten, ich kann mir's einbilden. Aber hier oben ist's dann dunkel,“ seufzte er.

Da kam es dann doch stoßweis über ihre Lippen: „Ihr habt viel getan für mich. Und ich sag' euch vielmals Vergeltsgott.“

So aus großer Tiefe geholt, klangen die Worte ungefüg genug, aber Firnhalder lächelte leicht. „Ist schon recht, Margrit.“

Sie wurde dunkelrot und sah steif geradeaus. „Ihr denket wohl, daß ich undankbar bin, weil ich's nit so zeigen kann, wie mir's ist —“

„Nein, das denk' ich nicht. Ich habe immer gewußt, daß du ein dankbares Herz hast. Etwas anderes ist, ob du dasselbe von mir weißt?“

„Ihr seid mir ja keinen Dank schuldig,“ sprach Margrit überrascht und verwirrt.

„O doch, ich muß dir danken, Margrit. Alles Licht und alle Freude in diesen letzten zwölf Jahren kam mir nur von dir.“

„Von mir?“ Ein ganzer Strom von Glück erfüllt ihr Herz, daß es auf einmal vogelleicht wird und alles Schwere von ihm abfällt.

„Ach, Kind, du warst das Band, das mich an der Erde hielt! Ich war in Höhen gestiegen, wo neben mir kein Mensch mehr atmen konnte. Mir waren die Pflänzlein, die Tiere, die Steine lieber und bessere Freunde als die lebendigen Seelen um mich herum. Mein Herz hatte sich so voll Einsamkeit getrunken, daß es nahe dran war, zu vereisen. Denn das ist so: je höher einer steigt, desto leerer wird's um ihn, und desto kleiner erscheinen ihm die Menschen, die hinter ihm zurück bleiben. O Hochmut der Einsamkeit! Du machst die Geister frei, aber du versteinst die Herzen!“

Er schwieg eine Weile, und Margrit wagte kein Wort zu sagen.

„Nicht einmal das Schulhalten war mir lieb; ich tat es nur ums tägliche Brot, und darum war kein großer Segen dabei — bis du kamst, Margrit. Vor dem Schicksal der Vereisung hast du mich gerettet, du lebendiges Menschenkind, du!“

(Fortsetzung folgt.)

Aristokraten, Clowns und Freunde.

Von Paul Eipper.

„Der Hund ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, die der Mensch jemals gemacht hat. Er ist das einzige Tier, das dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist,“ so sagt Friedrich Cuvier und umreißt damit die Wesensart dieser Tiergattung, die schön, edel, treu, gehorsam, mutig und dankbar ist, der wahre Freund des Menschen.

Ja, seine Angewöhnung wird bisweilen Selbstverleugnung; daher kommt es, daß manche Tierfreunde das Katzengeschlecht vorziehen, weil seine Vertreter selbstbewußter sind als der „kriecherische, schwanzwedlerische, um Gunst buhlende Hund“. Diese Menschen vergessen aber, daß der Hund sich nur seinem Herrn gegenüber so benimmt, und daß gerade der gehorsamste Hund Fremde oder gar Feinde wütend angreift. Und noch eines haben Hunde den Katzen voraus: sie sind klug, denkend, mit großer Erinnerungskraft begabt.

Es gibt eine umfangreiche Literatur über den Hund. Thomas Mann hat in seiner Idylle „Herr und Hund“ unserem Lebensgefährten ein schönes Denkmal gesetzt; in Swend Fleurons neuestem Tierroman „Sigur Torleiffsons Pferde“ spielt der rote Köter „Schnell“ die Hauptrolle auf dem isländischen Bauernhof. Und jeder Leser hat selbst die eine oder andere Erfahrung mit Hunden gemacht: staunenswerte, rührende, komisch-lustige. Einige solcher Einzelbeobachtungen seien darum auch hier notiert.

*

Der beleidigte Aristokrat.

Kajta ist ein Barsoy, ein schwarz und weiß gefleckter Wolfswindhund. Fast achtzig Zentimeter hoch, mit seidenweichem Fell, unerhört vornehm.

Eines Abends im Karneval nahm ihn die Herrschaft mit auf ein privates Fest. Er legte sich, der vielen Liebkosungen müde, bald irgendwo zur Ruhe nieder, fand aber bei der lauten Festmusik wenig Schlaf. Und war höchst ungnädig, als ihn seine Herrin um sechs Uhr aufforderte, mit ihr heimzugehen. Eine Viertelstunde spazierte die Gesellschaft durch die frische Luft des Märzmorgens, Kajta blieb dauernd ein paar Schritte zurück und stand vor jedem Auto still, das vorüber kam. Umsonst, ausgerechnet zu so unmöglicher Stunde wollten die komischen Menschen spazieren gehen.

Da — die Herrin schrie auf —, Kajta lahmt, hinten links. „O weh, schnell ein Auto!“ Kajta hinkt mühselig in die Limousine, legt sich auf den Fußteppich und — schläft. Als das Auto vor der Wohnung hält und Kajta aufgefordert wird auszusteigen, stöhnt er. Gegen Lockungen Kommandos und scharfe Zurufe blieb er gefühllos, der Chauffeur und der Hausherr mußten das riesengroße Tier aus dem Wagen heben und bis zur Haustüre tragen.

Dann sprang Kajta elegant und ohne die kleinste Spur von Hinken die fünf Treppen hinauf ins Atelier, schlief bis zum späten Nachmittag und — wurde nie mehr auf einen Ball mitgenommen.

*

Flucht zur Mutter.

In Friedenau lebt eine junge Wolfshündin bei einer Familie, deren Wohnung zu ebener Erde liegt. Als am Silvester die Glocken

läuteten und jene stille Privatstraße plötzlich von fröhlich-lauten Stimmen widerhallte, sprang „Hexe“ durchs offene Fenster hinaus, um „dabei“ zu sein.

Im gleichen Augenblick wurde von irgendwoher ein Feuerwerkskörper auf den Bürgersteig geschleudert und, wie es der Zufall so will, „der Frosch“ knallte ausgerechnet unter dem Leib der „Hexe“ los.

Das nervöse junge Tier sprang senkrecht in die Luft, drehte sich halb irrsinnig ein paarmal im Kreise und rannte, auf keinen Zuruf seiner Herrin hörend, wie von Furien gehetzt davon, in der Richtung nach Berlin. Die Dame des Hauses, die Kinder, das Mädchen, selbst die Großmutter beteiligten sich am Suchen und Locken; endlich, um halb vier Uhr in der Nacht, ging die Hausfrau weinend zu Bett — der Hund war nicht wiedergekommen.

Am Neujahrstag um die Frühstücksstunde telephonierte ein Bekannter, der weit draußen in Steglitz wohnt, fast eine Stunde Wegs von jener Familie entfernt. Vor seiner Korridortüre hatte der Hausmeister am Morgen die Wolfshündin gefunden, zitternd und abgehetzt. Das Tier, das ja in der Richtung Berlin entlaufen war, mußte, um nach Steglitz zu kommen, einen weiten Bogen über mehrere Straßen geschlagen haben.

Weshalb aber lief es dorthin? Fünfviertel Jahre zuvor hatte man die Hündin, damals ein Tier von wenigen Wochen, aus Steglitz geholt, aus jener Wohnung, wo sie mit zwei anderen Welpen von ihrer Mutter gesäugt worden war.

„Hexe“, die schöne große, saß während der Erzählung hinter ihrer Herrin auf dem gleichen Stuhl, den Kopf auf die Schulter der Dame gelehnt. Sie verstand jedes Wort und weinte ganz leise — in der Erinnerung. Dabei schrieb man an jenem Abend den 24. Januar.

*

Die fromme Helene.

Sie heißt eigentlich „Waldine“, ist ein Riesendackel und haust in einer kleinen württembergischen Oberamtsstadt. Jedes Jahr wirft sie drei oder vier Junge und jedes Jahr ists eine andere Rasse. „Aus Gutmütigkeit kriegt sie ihre Kinder,“ meint der Hausherr.

„Waldine“ hat schweren Atem, schwer herabhängende Ohren und einen sehr schweren Leib. Kein Ruhelager aber ist so weich, wie die große Chaiselongue im Lesezimmer. Und sobald auch nur für einen Augenblick die Tür offensteht, dann trottet sie in tiefster Ergebenheit, gesenkten Hauptes aus dem Korridor herein, so, als könnte sie nicht bis fünf zählen und schleicht sich zu dem verbotenen Plätzchen.

Der Hausherr, der ein großer Tierbeobachter ist, behauptet, „Waldine“ sei besonders klug und verstehe jedes Wort. Zum Beweis macht er sich manchmal folgenden Spaß:

Er tut, als sähe er gar nicht, wie „Waldine“ ins Zimmer schlüpft, unterhält sich arglos weiter mit seiner Frau und sagt im gleichen Tonfall: „Gewiß, der Apfelkuchen war sehr gut. Diese falsche Person, jetzt pirscht sie sich wieder nach der Chaiselongue.“ Dabei hat sich seine Stimme nicht um eine Spur verstärkt.

„Waldine“ aber senkt, wie von elektrischer Hochspannung getroffen, jäh das Schwänzchen, dreht sich auf der Hinterhand herum und geht hinaus aus dem Zimmer — schweren Atems, mit schwer herabhängenden Ohren und mit ihrem sehr schweren, rundlichen Leib.

*

Kicki als Lebensretter.

Eine hübsche junge Dame lag an der Ostsee. In ihrem Arm schlief, eingekuschelt in den warmen Sand, Kicki, der kleine feuerrote Griffon.

Da sausten vom Kurhaus die Freunde heran, jagten die beiden auf, so daß Kicki wütend bellte, und zogen die junge Dame mit sich ins Wasser hinein.

Das kleine, rostfarbene Lockenknäuel lief aufgeregt am Strand entlang und sprang jedesmal entsetzt zurück, wenn eine winzige Welle heranschlug. Kicki war sehr wasserscheu. Da machte sich das Fräulein einen Spaß. Sie war etwa fünfzig Meter weit geschwommen, warf plötzlich die Arme in die Höhe und schrie ganz jämmerlich: „Hilfe, Kicke, zu Hilfe!“ Ich saß im Strandkorb nebenan und sah, wie plötzlich der zwergische Zierhund stehen blieb, erstarrte. Noch einmal rief die Herrin, noch kläglicher. Da sauste wie ein Wiesel Kicki über Stein und Sand mitten ins Wasser und schwamm, schwamm, keuchend, bloß die kleine, schwarze Schnauze ragte über den Meeresspiegel. Rasselnd ging sein Atem und seine kleinen Füßchen trieben ihn schaufelartig vorwärts.

Endlich, ich wollte schon dazwischen treten, denn in den nächsten zwanzig Sekunden mußten seine Kräfte aussetzen, endlich kam die Dame auf den Hund zugeschwommen. Lachend trug sie den kleinen Lebensretter aufs Trockene, wo er mit angeklatschten Haaren wie eine klapperdürre Ratte fror und zitterte. Aber das weiß ich, er wäre ohne Bedenken ertrunken bei der Ausführung seines Vorsatzes, und sicher hatte er in seinem ganzen Leben niemals eine Schwimmbewegung ausgeführt.

*

Noch viel wäre zu erzählen von jener schneeweißen Dogge, die einen untadeligen Stammbaum hat bis hinauf zum Ururgroßvater; vom milchweißen ungarischen Kuwashund; von Herkules und Tipse, den rehbraunen Zwergdackeln; von Fips, dem hysterischen Rehpinscher, der nur noch einen Zahn im Munde hat und rührend lieb ist zu den Töchtern des Hauses.

Aber wo bliebe dann Chow-Chow, der tibetanische Spitzerhund, der heilig ist und Leichen frißt. Er sieht aus wie ein Löwe und hat eine blaue Zunge. Wo bliebe der Erdale-Terrier, der so stolz ist auf seinen Kniff, wie er sich vor unangenehmen Verrichtungen drückt.

Genug, jedermann schreibe sich selbst seine Erlebnisse mit Hunden ins Herz.

*

„Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt,“ dieses Wort findet man im Zend-Avesta, einem der ältesten Bücher der Menschheit.

Eindrücke in Spanien.

Ehe ich nach Spanien reiste, wurde mir allgemein gesagt, daß die Eisenbahnverhältnisse dortzulande etwas merkwürdig seien. Aber ich bekam den Rat mit, häufig die dritte Klasse zu benutzen, weil man dort die beste Gelegenheit hat, das Volksleben kennen zu lernen. Und danach habe ich gehandelt.

Die Spanier haben das mit den meisten anderen Menschen gemeinsam, daß sie auf Bahnfahrten einen geradezu unerhörten Appetit entwickeln. Wahre Unmengen von Speisevorräten verschwinden im Handumdrehen. Man kann die gleiche Beobachtung machen, wenn man in Deutschland fährt. Kaum hat die Familie Platz genommen, werden die Eßvorräte ausgepackt. — Aber, ich muß es den Spaniern lassen, daß sie selbst im Abteil ihre Gastlichkeit nicht verleugneten, — sie boten auch mir von ihrem Wein an und wollten mir auch von ihren Hühnerbeinchen abgeben. Nach dem Essen wurde alles in Rauch gehüllt, — wir hatten also die beste Aussicht, wohlkonserviert an unseren Bestimmungsort zu gelangen. Da mir aber ein Arzt geraten hat, auf Reisen aus Gründen der Hygiene immer ein Raucherabteil zu benutzen, hielt ich tapfer aus und dachte: Nun, hier werden sicher alle Ansteckungskeime getötet. Also: wenn man nicht zufällig durch den Rauch erstickt, kann man mit dieser Kur nur zufrieden sein. Nebenbei bemerkt, sind die Spanier im Spucken Meister. Und sie trainierten sich wacker auf der ganzen Fahrt. Schließlich gab es allgemeinen Gesang der schönklingenden Stimmen, und so kam ich nach Barcelona, dieser Stadt, die den blauesten Himmel und die meisten Anarchisten der Welt haben soll. Nach der Statistik scheint in Barcelona die Sonne jährlich 3000 Stunden. Wie wäre es, wenn wir dem nordischen Frühling, der es dieses Jahr allzu schlecht mit uns gemeint hat, ein Schnippchen schlügen und nach Barcelona flüchteten, das auch, abgesehen davon, eine selten schöne Stadt ist. Den Erzählungen nach soll sie vor mehr als zweitausend Jahren von einem Karthager namens Hamilcar Barcos begründet sein, woher sie ihren Namen hat. Die Straßen sind breit und schön, und alles macht einen sehr wohnlichen Eindruck; nur vermißt der Reisende die „Sehenswürdigkeiten“, mit denen ihn z. B. Deutschlands Städte verwöhnen. Aber in der Nähe von Barcelona liegt ein Ort, der uns ganz besonders angeht, nämlich das berühmte Kloster Montserrat, das wir alle aus Wagners „Parsivil“ als „Montsalvat“ kennen. Es ist dies ein Benediktinerkloster, mehr als tausend Jahre alt und hoch auf dem Montserrat gelegen. In diesem Kloster befindet sich ein wundertätiges Marienbild, zu dem alljährlich Tausende von Pilgern wallfahrten. Dieses Marienbild ist dadurch bemerkenswert, daß die Madonna ein schwarzes Gesicht hat. Bei den Feiern in der Kapelle von Montserrat wird diese Mutter Gottes durch die mit ungezählten Wachskerzen festlich erleuchtete Kirche getragen, und zwar beschützt von zwei uniformierten Soldaten, die an den Füßen weiße Pantoffel hatten; dazu trugen sie hellblaue Beinkleider, eine dunkelblaue Weste, eine kurze feuerrote Jacke mit sehr vielen Silberschnüren, einen Umlegekragen mit langem schwarzen Bindeschlips, einen hohen Hut und ein geschultertes Gewehr.

Montserrat ist aus unendlich vielen Gründen interessant. Hier hielt sich Ignatius Loyola auf, als er, bei der Belagerung von Pamplona verwundet, den Beschluß faßte, ein Krieger Gottes zu werden. Vor dem Marienbilde legte er seine Waffen nieder und gelobte, ein rechter Ritter Christi zu werden. Das war jedoch zu der Zeit, als noch die alte Kirche an dieser Stelle stand, die 1812 von den Franzosen zerstört wurde. Jetzt findet sich in der neuen Kapelle nur eine Inschrift, die uns erzählt, daß hier der Vater des Jesuitenordens einst kniete. — Die Mönche dieses Klosters widmen sich mancherlei Arbeiten. Von einem hörte ich, daß er dabei ist, die Bibel in die katalanische Sprache zu übersetzen, die sich vom Spanischen unterscheidet und neuerdings eifrig auch von Dichtern und Schriftstellern gepflegt wird. Die Bewohner von Katalonien nämlich sind Ueberbleibsel des Volksstammes, der vor der Völkerwanderung in diese Gegenden wohnte und sich der späteren Maurenherrschaft zu entziehen wußte.

Neben der eleganten und modernen Großstadt Barcelona hatte ich auch Gelegenheit, eine richtige, spanische Kleinstadt zu sehen, nämlich Villafranca mit 9000 Einwohnern. Wir brauchen nur eine recht verwahrloste Kleinstadt uns vorzustellen, um ein ungefähres Bild zu haben. So etwas wie Pflaster gab es nicht, nur hier und da waren Bretter über den Sand gelegt, auf denen man entlangbalanzieren konnte. Die Häuser sahen recht dürftig aus, und Schmutz schien hier kein unbekannter Begriff zu sein. Ich habe aber gehört, daß die meisten spanischen Kleinstädte ähnlich sind wie Villafranca, diese kleine Stadt mitten in der Weingegend südwestlich von Barcelona. Weingärten und nichts als Weingärten sieht man, wenn man durch diesen Bezirk fährt, jeder kleine Ort hat seine Weinpressen, in denen die Trauben verarbeitet werden. Die Weine dieser Gegend werden durch die ganze Welt verschickt und finden überall ihres billigen Preises

wegen guten Absatz. In einem der Lagerhäuser einer bekannten Firma wird ein Faß Wein aus dem Jahre 1802 aufbewahrt, und wenn ein wohlempfohlener Reisender kommt, gibt man ihm diesen edelsten aller Tropfen zu kosten.

Die Weingärten sind häufig mit Mandelbäumen eingehegt und sorgfältig gepflegt. Da Wein einer der Hauptausfuhrartikel Spaniens ist, erscheint es leicht verständlich, daß in dieser Industrie alle neuen Errungenschaften angewendet werden, den Betrieb lohnend zu gestalten. Und Spaniens Sonne strahlt vom Himmel, wird eingefangen in schwere Trauben, gekeltert und versandt, — so daß auch in nördlicheren Bezirken der Mensch einen Eindruck haben kann, wie Spanien ist, wenn es in Sonne leuchtend am blauen Meere sich dehnt.

Reisen nach Italien sind allgemein üblich, — ich möchte behaupten, daß eine Reise nach Spanien sich auch nicht teurer stellt und doch ebenso interessante — und vor allem viel ungewohntere — Eindrücke gibt.

Straußeneier.

Von Hans v. Schröder.

Im Johanniskeller in Riga saßen drei Seebären für weite Fahrt: Pepersack, Johannsen und Enquist, und als einzige Landratte Karlchen Schmid aus Bolderaa. Nachdem man durch einige Eckauer und Allaschkümmel die Verbindung mit dem Heimatboden geschaffen hatte, ging man zum professionellen Grog über.

Pepersack erzählte so beiläufig: „Vor zehn Jahren fingen wir mit Hagenbeck bei den Ovambos Känguruhs. Wir fanden auch in der Wüste ein paar Straußeneier, die von der Sonne fertig gesotten waren, so daß wir sie sogleich verzehren konnten. Leider hatten wir kein Salz, sie schmeckten daher etwas fade."

„Strunt," sagte Johannsen, „als wir auf Island Straußeneier fanden, haben wir bloß mit dem Messer in den Boden gestoßen, es sprang ein heißer Wasserstrahl heraus, im Nu waren die Eier gar."

Jetzt spuckt Enquist seinen Priem aus und begann voll Eifer: „Als ich 1897 mit Nansen zum Nordpol . . ."

Weiter kam er nicht. „Du," fauchte ihn Karlchen Schmid aus Bolderaa an, „wenn du jetzt erzählen willst, daß du die Straußeneier über Nordlicht gebraten hast, dann schlag' ich dir zu Rührei!"

Aus den „Radomontaden"
(Verlag von Hempel u. Co., Berlin).

Wiener Anekdoten.

In der Wiener Theaterzeitschrift **„Die Bühne"** erzählt Fred Heller einige Anekdoten aus dem Literaturkreis, der im Café Herrenhof tagt. Heller versichert, diese kleinen Geschichten gehörten zu den wenigen, die bisher noch nicht veröffentlicht wurden.

Werfels Abendmahl

Franz Werfel lud einmal den armen Dichter Krzyzanowsky zum Nachtmahl ein. Ins Restaurant.

Werfel bestellte Gang auf Gang.

Am nächsten Tag traf ihn Krzyzanowsky wieder. „Herr Werfel," sagte er, „ich habe Sie gestern nachtmahlen gesehen — ich glaubte nicht an Ihr Christentum."

Das Paket.

Leo Perutz begegnete eines Tages Dietrichstein, der noch fürchterlicher aussah als sonst. Seine Augen waren entzündet, seine Nase tropfte, Fieber schüttelte ihn.

„Was fehlt Ihnen!" erkundigte sich Perutz mitleidsvoll.

„Was mir da wieder passiert ist!" schnaubte Dietrichstein. „Ich habe mir auf dem Tendelmarkt ein Paar Schuhe und eine weiße Piquéweste gekauft und gebe das Paket am Abend an die Kasse im Herrenhof zum Aufheben. In der Frühe hole ich mir das Paket, waren die Trotteln der Meinung, es sind Lebensmittel drinnen und haben das Paket in den Eiskasten gelegt."

Die Kunst, zu schnorren.

Anton Kuh traf vor dem Hotel Meißl und Schadn, in dem er eben gut genachtmahlt, einen Bekannten, einen wohlhabenden Industriellen. Kuh schildert in lebhaften Farben seinen Jammer und erreicht tatsächlich, daß der Fabrikant seine Brieftasche zieht und ihm eine größere Banknote geben will.

In diesem Augenblick kommt ein Invalide vorüber, sieht die Banknote und geht den Herrn selbst sofort um ein Almosen an.

Da stürzt sich Kuh auf den Invaliden und fährt ihn hart an: „Weg da, hier schnorr ich!"

Die Ottomane.

Ein bekannter Schriftsteller wohnte mit seiner Schwester in einer Pension. Eines Tages kam die Pensionsbesitzerin ins Zimmer und vermißte die Ottomane. Der Schriftsteller und seine Schwester schworen Stein und Bein, sie hätten nie eine Ottomane gesehen. Aber die Vermieterin läßt nicht locker, sie besteht darauf, das Zimmer zu durchsuchen. Sie fängt an, einen Stoß Zeitungen, gemischt mit Wäsche und Kleidern, abzutragen, und siehe da, es fand sich unter dem wüsten Durcheinander erstens: die Ottomane, zweitens: das Klavier und drittens —: der Waschtisch.

Das Erstlingsstück.

Ein heute sehr angesehener Lustspielautor ließ vor Jahren sein erstes Stück aufführen. Das Publikum applaudierte nicht allzusehr. Nach der Premiere holte der Autor einen seiner Freunde aus: „Sagen Sie mir aufrichtig, ist das wirklich wahr, daß mein Stück der letzte Mist ist?"

„Aber nein," begütigte der Freund, „Sie werden gewiß noch viele Stücke schreiben."

Der große Roman.

Krzyzanowsky kam wieder einmal pumpen und unterstützte sein Gesuch durch die Versicherung, daß er augenblicklich an einem großen Roman arbeite.

Vierzehn Tage später erkundigte sich der Spender bei Krzyzanowsky, wie die Arbeit fortschreite.

Mein Roman beginnt mit den Worten: „Rindfleisch ißt man am besten mit einer milden Sauce."

„Und weiter?"

„Weiter ist er noch nicht gediehen."

Der christliche Dichter.

Georg Fröschel macht einem sehr verschnorrten Dichter einmal Vorwürfe. „Schau'n Sie, ich bin Bankdirektor, Advokat, und schreibe alle Jahre doch meine drei, vier Romane. Sie hungern und machen im Jahr ein Gedicht. Sie müssen mehr arbeiten."

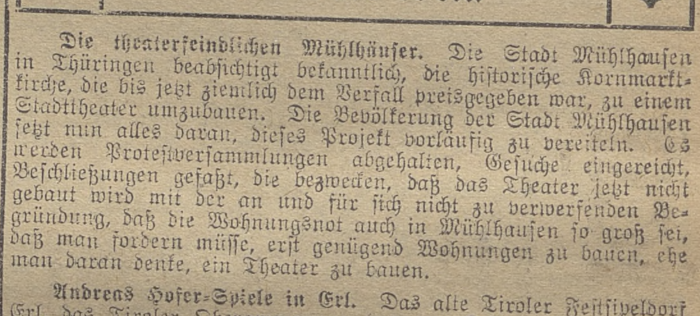
Der Lyriker sah Fröschel geringschätzig an und sprach: „Die Juden arbeiten den ganzen Tag, weil sie nichts zu tun haben."

Die Sommerfrische.

Polgar erkundigte sich bei dem Professor Hammerschlag nach dessen Sommerplänen.

„Ich möchte irgendwo hingehen," äußerte sich der Professor, „wo es heiß ist, viel Wasser und wo sich niemand um einen kümmert."

Darauf Polgar: „Da gehen Sie am besten ins Café Herrenhof."



Aus aller Welt.

Die theaterfeindlichen Mühlhäuser. Die Stadt Mühlhausen in Thüringen beabsichtigt bekanntlich, die historische Kornmarktkirche, die bis jetzt ziemlich dem Verfall preisgegeben war, zu einem Stadttheater umzubauen. Die Bevölkerung der Stadt Mühlhausen setzt nun alles daran, dieses Projekt vorläufig zu vereiteln. Es werden Protestversammlungen abgehalten, Gesuche eingereicht, Beschließungen gefaßt, die bezwecken, daß das Theater jetzt nicht gebaut wird mit der an und für sich nicht zu verwerfenden Begründung, daß die Wohnungsnot auch in Mühlhausen so groß sei, daß man fordern müsse, erst genügend Wohnungen zu bauen, ehe man daran denke, ein Theater zu bauen.

Andreas Hofer-Spiele in Erl. Das alte Tiroler Festspieldorf Erl, das Tiroler Oberammergau, das von Zeit zu Zeit viel besuchte Passionsspiele aufführt, wird in diesem Sommer Andreas Hofer-Festspiele veranstalten, die im Juli beginnen werden. Die Bauern von Erl wollen die Freiheitsgestalt des Mannes vom Land Tirol in schlichter Größe wieder vor Augen führen durch ein Festspiel, das von dem Tiroler Schriftsteller Alois Johannes Lippl verfaßt worden ist.

Die Frau lebt auf großem Fuß. Die Füße des schönen Geschlechts werden größer, wenigstens in Amerika. Generationenlang war die Schuhgröße der Amerikanerin 4 B (bei uns Nr. 38). Doch die moderne Frau ist hierin etwas gestiegen. Wie die „Womans Home Companion" berichten, ist heute die durchschnittliche Größe um 1¼ Zentimeter mehr als in den letzten zehn Jahren.

Trunkenheit chemisch feststellbar. In Amerika macht man neuerdings Versuche, Trunkenheit auf chemischem Wege derart festzustellen, daß der Atem des Betrunkenen mit einer chemischen Lösung in Berührung gebracht wird, die sich je nach dem Alkoholgehalt des Atems färbt. Nach einer bestimmten Skala lassen sich so die einzelnen Grade der Betrunkenheit, die für gerichtliche Verhandlungen sehr wichtig sind, feststellen.

Fröhliche Ecke.

Mama ist sehr unzufrieden mit ihrem kleinen Mädchen. „Nein, weißt du, Lilli, wenn das so weiter geht, mit deiner Ungezogenheit, dann bleibt mir nichts weiter übrig, als mir für dich ein liebes kleines Mädchen einzutauschen, das seiner Mutter Freude macht. Dann kannst du anderswohin gehen." — Lilli ist gar nicht erschrocken: „Das wird nicht gehen, Mutti," meint sie ernsthaft. — Als die Mutter ein sehr verblüfftes Gesicht macht, erklärt ihr die kleine Weisheit, warum denn das nicht gehen wird. „Siehst du, Mutti, das geht nicht, denn so dumm wird niemand sein, daß er ein gutes, artiges Kind hergibt, wenn er ein ungezogenes dafür wiederbekommt."

*

Bei dem Kolonialwarenhändler, der einen Lehrling sucht, meldet sich Karl, der eben konfirmiert und aus der Schule gekommen ist. Der Kaufmann wollte einen recht zuverlässigen Jungen haben und stellte Karl daher auf eine Probe. „Nun, mein Junge, was würdest du mit zwanzigtausend Mark machen?" Karl ist ganz verdutzt. „Ja, das weiß ich wirklich nicht, Herr Müller, soviel hatte ich für den Anfang nicht erwartet!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.